Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 45 (1974)

Heft: 11

Artikel: Der Ort der Heimerziehung : Vortrag von Dr. Fritz Schneeberger, gehalten an der 50-Jahr-Feier der Stiftung Albisbrunn am 20. September 1974

Autor: Schneeberger, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-806629

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Ort der Heimerziehung

Vortrag von Dr. Fritz Schneeberger, gehalten an der 50-Jahr-Feier der Stiftung Albisbrunn am 20. September 1974

Im «Magazin einer neuen Generation» vom August 1974 finden sich in der Rubrik «Junge Texte» am Anfang eines kleinen Stückes die Sätze: «Das Zimmer ist voller Menschen. Ich sitze mitten unter ihnen, doch ich bin allein.» Die 18jährige Verfasserin gibt dem Ganzen den Titel «Einsam». Offensichtlich ist das ein Grundgefühl heutiger junger Menschen, allein und einsam zu sein. Jedenfalls lesen wir auf den gleichen Seiten: «Die Träume sind ihre Welt. Ob sie sich jemals bewusst werden, wie einsam auch ihre Träume sind?» (ein 19jähriger Lehrling). Und im Text einer 15jährigen: «Denn du bist so allein, allein . . .» Wer allein ist, fühlt sich auch unverstanden und unsicher. Unsicherheit macht unruhig; die Unruhe drängt zum Fragen: Warum ist das so? Wer hat mich allein gelassen?

Solange man mit anderen Menschen die gleichen Auffassungen, die gleichen Ziele (auch gleiche Schwierigkeiten und Aengste) hat, ist man nicht allein. Für Kinder und Jugendliche, die in unsere öffentliche Welt hinein wachsen sollen, wären wir, die schon Erwachsenen, jene Menschen, deren Auffassungen Halt geben könnten. Vermöchten die Jungen unsere Meinungen und Ziele zu akzeptieren, dann wären sie nicht allein.

Das aber können sie nicht mehr. Ihnen sind die Ziele und Lebensinhalte der Erwachsenen unglaubwürdig geworden, was Erwachsene als sinnvoll betrachten, überzeugt sie nicht, und so bleibt ihnen zunächst nur das Gefühl der Sinnlosigkeit. Sie sehen fast nur zwei Werte, denen die Erwachsenen dienen: Besitz und Intellekt. Das entscheidet über den Rang. Man weiss das auch aus den geläufigen Maximen: «Geld regiert die Welt» und «Wissen ist Macht». Zu Geld und Wissen, durch Ausweise, Diplome, Titel verbürgt, kommt man nur durch gesellschaftskonforme Leistung; also müssen sich die Leute unablässig abmühen und sind doch unglücklich. «Die Leute drängten an ihm vorbei. Sie schauten auf die Uhr, sie eilten, sie mussten auf den Bus, ins Geschäft oder in einen Laden. Sie machten ernste und zugleich höflichverzeihende Gesichter, und er merkte, dass die Leute unglücklich sind.» (17jährige Verfasserin.) Wenn junge Menschen uns so erleben, dann brauchen wir uns nicht darüber zu wundern, dass sie sich abwenden, dass sich ihrer Unrast bemächtigt und dass sie schliesslich in Opposition geraten.

In dieser Situation haben wir natürlich sofort das Argument zur Hand, hier sei zu sehr simplifiziert worden, und darum auch seien die Verallgemeinerungen der Jungen unangemessen. Das stimmt, «es ist immer komplizierter». Nur dürfen wir nicht meinen, weil etwas kompliziert sei, erübrige sich die Frage nach Sinn und Ziel. Ich will das an einem Beispiel zeigen, das von den Jugendlichen wahrscheinlich kaum beachtet worden ist. In einer Tageszeitung vom 30. Juli 1974 hiess es: «In einem offenen Brief an den Bundesrat fordern dessen Unterzeichner, dass der Bundesrat zu der kürzlich vom Eidgenössischen Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartement eingesetzten Kommission zur Erarbeitung einer Gesamtenergiekonzeption eine Alternativkommission einsetze.» Die Unterzeichner des offenen Briefes sind über «die einseitige Zusammensetzung der Kommission enttäuscht, besteht diese doch fast ausschliesslich aus Persönlichkeiten, welche nicht die ökologischen und längerfristigen gesellschaftlichen Belange, sondern die Befriedigung des als nicht beeinflussbar vorausgesetzten und daher weiterhin exponentiell ansteigenden Energiebedarfs in den Vordergrund stellen». Die Unterzeichner betrachten es zudem als «unangebracht, dass in der Person von M. K. der Verwaltungsdelegierte einer auf dem Gebiete der Kernenergie führenden Unternehmung als Kommissionspräsident wirken soll».

Der offene Brief war unterzeichnet worden u. a. von einem Ständerat, acht Nationalräten, acht Akademikern, zwei Schriftstellern und einem Redaktor. Es waren nicht Jugendliche, die protestierten. Das bedeutet doch, dass es Dinge gibt, die auch differenziert denkende erwachsene Leute beunruhigen, zum Beispiel die unreinliche Vermischung von Werten (etwa der Oekologie) und Macht. Wenn «zum Wesen der Macht als eines spezifischen menschlichen Phänomens die Sinngebung» gehört, dann waren die Briefschreiber der Meinung, der Macht sei ein anderer als der verbal verkündete Sinn unterlegt worden. Das Unbehagen existiert also trotz der Einsicht in die Komplexität, welche einer solchen Gesamtenergiekonzeption innewohnt.

Ist das Unbehagen dieser Erwachsenen ehrenvoller als jenes der Jugendlichen? Doch wohl kaum, denn das Unbehagen stammt aus der gleichen Quelle, nämlich aus der Erfahrung der Diskrepanz zwischen Postulieren und Tun, wobei dieser Unmut nachher natürlich verschieden formuliert und ausgedrückt wird. Wir haben trotzdem keinen Grund, die Unrast jugendlicher Menschen weniger ernstzunehmen, als die Beunruhigung erwachsener Menschen über bestimmte Erscheinungen in unserer heutigen Welt. Allerdings kann keiner von

uns übersehen, und bemühe er sich noch so sehr um vorurteilslose Aufgeschlossenheit, dass der jugendliche Protest einerseits politisch missbraucht wird und dass er anderseits in untaugliche Verallgemeinerungen ausartet. Beide Defektformen müssen wir kennen, zu beiden werden wir entschlossen, jedoch unterschiedlich Stellung nehmen. Besonders schwierig an diesem Vorhaben ist, selber bequeme Pauschalurteile zu vermeiden.

Zum ersten: Wir wissen und haben erfahren, dass der Protest junger Menschen politisch missbraucht wird. Diesen Missbrauch werden wir uns nicht gefallen lassen, weil wir nicht zu den «nützlichen Idioten» gehören wollen. Unser Urteilsvermögen wird dabei aber tüchtig strapaziert, und es wird uns sicher nicht immer gelingen, sauber und gerecht zwischen den elementaren Anliegen junger Menschen und dem raffinierten politischen Ueberbau zu trennen. Deshalb dürfen wir uns dem Hinweis nicht entziehen, dass man die «sich in der gesamten freien Welt ausbreitende Jugendrevolte» doch nur dann als fragwürdig betrachtet, wenn man das Politisch-Ideologische in ihr überbewertet. Dass man das noch immer mehrheitlich tut, hat jedoch seinen Grund nicht darin, dass sie schon von ihrem Ursprung her politisch-ideologisch wäre, sondern darin, dass sich von Anfang an eine bestimmte Ideologie des durch sie freigesetzten revolutionären Potentials äusserst spektakulär und vielleicht gerade deshalb zum Teil mit Erfolg für ihre Zwecke zu bedienen versucht. Das verfälscht jedoch das Bild, und deshalb sollte man die Unrast der Jungen nicht einfach als auf die Zerstörung des bestehenden Systems — worauf man sie von dieser Ideologie her mit unablässigem Fleiss abzurichten versucht — bedacht abtun, sondern zu erkennen suchen, dass es in Tat und Wahrheit gar nicht das System als solches ist, gegen das der weitaus grösste Teil dieser rebellischen Jugend sich auflehnt, sondern seine Einseitigkeit, auf eine knappe Formel gebracht, seine durch humanistische Phrasen getarnte einseitig materialistische und intellektualistische Ausrichtung». Vereinfacht gesagt: Wir sollten nicht den Sack schlagen, wenn wir den Esel meinen. Die zitierten Sätze sind nicht gerade einfach gebaut, zugegeben — auch der Sachverhalt ist nicht einfach! Wir können zwar bedauern, dass es Leute gibt, welche die ganze Problematik recht gern komplizieren, doch dürfen wir uns deswegen nicht in eine bequeme Vereinfachung hinein absetzen und uns auf Pauschalurteile zurückziehen.

Zum andern: Wann immer in uns ein Unbehagen aufsteigt, suchen wir nach einem fassbaren Anlass für diese Verstimmung. Emotionen und Affekte brauchen ein Gegenüber. Eigene Unsicherheit kann man am besten im Angriff auf einen konkreten Gegner überwinden. Dieser Gegner ist für Jugendliche auf eine zunächst unbestimmte Weise der Erwachsene. Trotzdem auch er in seiner eigenen Welt unsicher geworden ist, besass und besitzt er die Macht zu erziehen — und schon beginnen die heillosen Verallgemeinerungen. Diese Macht wurde und wird — nach Meinung der Jugendlichen — vorwiegend autoritär eingesetzt (auch gegen einen «Gegner»!) und dient, so sagen sie, vor allem der «Erhaltung des klassen- und schichtspezifischen Status quo». Affekt und Unsicherheit des Jugendlichen können sich jetzt artikulieren; wer diesen Status quo verkörpert, ist der Feind; nämlich zunächst die Familie. Von der Familie kann man sich abwenden und sie als bankrott gegangene Institution ablehnen. «Die» Gesellschaft ist zwar ein recht brauchbares und häufig verwendetes Wortklischee, aber als Gegner eigentlich nicht so gut geeignet. Wohl aber kann man gut gegen einzelne und bekannte Institutionen «der» Gesellschaft vorgehen, zum Beispiel gegen «das Heim». Es ist (etwa neben der Lehre) geradezu der Inbegriff öffentlich gebilligter Macht gegenüber Unerwachsenen, der Inbegriff zementierter autoritärer Erziehung. In der Klage über das allein gelassene Kind schreibt die 15jährige wie selbstverständlich: «Du wirst in ein Heim kommen, du wirst eine Nummer sein, eine Nummer unter vielen». Die junge Verfasserin hat sicher in guten Treuen das eigene Verlorenheitsgefühl konkretisiert. Diese Verallgemeinerung wirkt sich aber dann verheerend aus, wenn sie von andern ideologisch verfremdet als Kampfparole verwendet wird. Sie richtet sich — das übersieht man oft — letztlich gegen die suchenden und beunruhigten Jugendlichen selbst, weil diese so in eine neue Einseitigkeit hinein manövriert werden, wo sie doch gerade gegen eine andere Einseitigkeit antreten wollten, denn: «In der Polemik ist zuviel Abhängigkeit. Ein von Grund aus Richtiges kann nicht in der Gegenstellung zu einem Falschen sich ausdrücken.» Die jetzt gemeinte Einseitigkeit der Jugendlichen besteht darin, dass sie Werte realisieren möchten (die übrigens gegen alle äussere Erscheinung auch uns wichtig sind, wie etwa Achtung des andern, zuverlässige Dienstbereitschaft, Gelassenheit gegenüber dem Besitz, Gesprächsbereitschaft, Treue), dass sie diese Werte aber nur in negativer Abhängigkeit von bestehenden Formen des Zusammenlebens glauben verwirklichen zu können, sich also krampfhaft an «Alternativen» und Gegenpositionen klammern müssen und so eben selber einseitig und unfrei werden.

Dabei möchte man den Jugendlichen und jungen Menschen nachhaltig wünschen, sie müssten nicht in eine solche Verkrampfung hinein geraten, weil ihre Altersstufe ohnehin durch Gegensätzlichkeiten gekennzeichnet ist. Seit langem schon wird darauf hingewiesen, dass die Jugendlichen biologisch früher und gleichzeitig sozial immer später reif werden. Tuggener beschreibt diese «Ungleichzeitigkeit von Zuständen» als «das markante Auseinandertreten der Zeitpunkte des biologischen und des sozialen Erwachsenseins. Man ist sozial viel später erwachsen als physisch». Diese Phase wird von den Betroffenen selbst «als eine mit mannigfachen Ambivalenzen belastete Zeit registriert». Das ist jedoch kein moralisches Urteil, und darum sind Verallgemeinerungen, in welchen von «verdorbener» oder einfach von «schlechter» Jugend gesprochen wird, nicht erlaubt.

Dieser Satz tönt verdächtig nach «Generalamnestie». Gerade das wäre auch eine nicht entschuldbare Verallgemeinerung. Denn diese jungen Leute leben nicht isoliert für sich, sondern unter uns. Im Zusammenleben mit andern muss jeder einzelne Grenzen, Ordnungen, Verhaltensmaximen beachten, sonst gelingt solches Zusammenleben gar nicht. Es ist zunächst unerheblich, wie solche Abmachungen begründet sind; auch sogenannte Alternativlösungen kommen ohne Ordnungen nicht aus. Wenn der Jugendliche Ordnungen verletzt, werden sich die an diesen Ordnungen Beteiligten wehren, unter welchem Motto auch immer solche Regelungen getroffen worden sind. Wird der Jugendliche also auch aus stufenspezifischen Gründen schwierig und asozial, so müssen wir den Mut aufbringen, trotzdem einen Verstoss als Verstoss, einen Rechtsbruch als Rechtsbruch, eine Lüge als Lüge zu bezeichnen. Am allerwenigsten helfen wir dem Jugendlichen, wenn wir hier auf Allgemeinheiten ausweichen, moralisch wertend verallgemeinern oder psychologisch verstehend verallgemeinern.

Wahrscheinlich weiss niemand so gut wie Heimerzieher, wie ambivalent Kinder und Jugendliche sein können. In keinem Heim für Verhaltensschwierige werden Kinder und Jugendliche fehlen, bei denen partielle Reife und partielle Unreife extrem stark auseinanderfallen. Die «gewöhnlichen» Erwachsenen werden mit diesen schwierigen jungen Menschen nicht mehr fertig — also denkt man an das Heim mit den professionellen Erziehern. Gibt man heute diese Jugendlichen wirklich ins Heim? Die Verpolitisierung hat sich bereits verhängnisvoll ausgewirkt: Viele Versorger sind unsicher geworden und fürchten sich vor Verunglimpfungen. Sie möchten nicht von gestern sein, und sie möchten sich als aufgeschlossen und verständnisvoll ausweisen. Manche Heime, besonders Heime für Jugendliche, sind deshalb unterbesetzt. Aus diesem Umstand leitet man sehr häufig ab, das Bedürfnis nach Heimplätzen habe abgenommen. Jede Bedürfnisabklärung, in welcher man nur zählt, aber nicht nach Zusammenhängen fragt, liefert ein unwirkliches Bild. Später dann, wenn der Jugendliche sogenannt «untragbar» geworden ist, erfolgt eine Heimeinweisung — wenn sie überhaupt erfolgt! —, wobei nun der Jugendliche wie die interessierten Systemgegner die Massnahme als nackte Repression der «herrschenden Klasse» verketzern. Die Verpolitisierung ist perfekt, weil viele von uns nicht zeitig genug entschieden getrennt haben zwischen verständlichem jugendlichem Unbehagen und verantwortungsloser Ideologisierung. Wenn wir diese Machenschaften nicht entschlossen abwehren, auch auf die Gefahr hin, als reaktionär zu gelten, können wir auf die wirkliche Not des fehlgeleiteten jungen Menschen gar nicht richtig eingehen.

Skeptisch, vielleicht höhnisch, könnte man jetzt fragen, ob denn das tatsächlich die Absicht der Heimerziehung sei, auf die Nöte der Jugendlichen einzugehen. Man erlebe das Heim doch anders, nämlich als Machtinstrument der Oeffentlichkeit. Ich nehme diesen Einwand ernst; er ist so formuliert zwar unsachlich, aber nicht nur aus der Luft gegriffen. Trotzdem bleibe ich dabei: Wir wollen im Heim auf die Not des fehlgeleiteten Jugendlichen eingehen, wobei ich zwei wichtige Tatbestände nicht übersehe: 1. Diese Aufgabe kann man nicht nur im Heim lösen, aber man kann sie auch im Heim lösen. 2. Die Nöte des Jugendlichen präsentieren sich nicht als weinerlich vorgetragene Selbstdarstellung. Sie sind meistens in sehr aggressives und distanzlos unbotmässiges Verhalten verpackt, überkrustet von desillusioniertem Zynismus. Auch das kommt nicht von ungefähr: Diese Jugendlichen kommen aus den vorher genannten Gründen vielfach zu spät ins Heim; es war eine zulange Zeit voller verwahrlosender Einflüsse vorausgegangen. Dieser Umstand macht es dem Heimerzieher so schwer, bei seiner Tätigkeit zu bleiben. Durch Tage, durch Wochen und Monate erlebt er das provokative Benehmen seiner Zöglinge und sieht so wenig von der verborgenen Not eben dieses schwierigen Menschen. Dürfen wir dann rasch über den Erzieher urteilen, wenn er den Mut verliert und weggeht?

Vereinsamt, allein gelassen und angewidert durch die hauptsächlichen Interessen der Erwachsenen an Besitz und Macht, sind die jungen Menschen «unbehaust» unterwegs und suchen. Wonach suchen sie? So genau wissen sie es offenbar selber nicht. Immerhin erscheinen in ihren eigenen Aeusserungen sehr häufig zwei Ziele: Geborgenheit und Selbstfindung. Sie sehen dabei durchaus, dass man das nur zusammen mit anderen, in einer intakten Gruppe erreichen wird. Sind das nicht genau jene Ziele, welche wir auch in der Heimerziehung zu verwirklichen suchen? Im Weg, der zu diesem Ziel führen könnte, unterscheidet sich dagegen das Heim sehr deutlich von den «Alternativen» zur Heimerziehung.

Sich selbst finden (oder sich selbst verwirklichen, wie das Schlagwort heute heisst) kann man nur in der strikten Bezogenheit zum andern Menschen. Will man diese Bedingung nicht akzeptieren, dann verfälscht sich das eigenständige Person-sein-Wollen mit dem Anspruch auf Freiheit in den Entscheidungen, dann verfälscht es sich in die unfreie Getriebenheit des Egoisten oder Anarchisten, welcher nur sich selber sieht und die andern zu Mitläufern degradiert. Ohne die persönliche Entscheidung zum Dienst für den andern, zum gemeinsamen Gehorsam der Gruppe gegenüber entsteht die Defektform des Daseins als Nummer ohne eigenes Gesicht. Wenn sich nun der Jugendliche gegen diese Daseinsform wehrt, welche durch autoritär gehandhabte Macht erzwungen werden möchte, dann ist das zu begrüssen. Aber er verwechselt leider oft Freiheit mit Zuchtlosigkeit, Ordnung mit Unterdrückung. Vor allem auch wurde von vielen jungen Menschen übersehen, dass die geforderte Freiheit und Geborgenheit institutionalisierte Formen des Zusammenlebens braucht, wenn nicht nur Defektformen entstehen sollten. Umgekehrt haben sie offenbar auch in jenen Gruppen, welche von Erwachsenen

gestaltet worden sind, besonders oft die Defektvarianten angetroffen. Sie können darum nur schwer daran glauben, dass es auch in der gegenwärtigen Gesellschaft akzeptable und gelungene Formen sozialer Gruppierung gibt. Natürlich liegt in jeder Institution an sich auch die Gefahr der Entwicklung zum Apparat hin. Wo anderseits versucht worden ist, ohne feste Ordnungen auszukommen, misslang die angestrebte Selbständigkeit in einer tragenden Gemeinschaft ebenfalls. «Was für Erwartungen werden an eine Wohngemeinschaft gestellt? Wenn die einen gemeinsame Probleme durch die Gruppe lösen möchten, die andern aber Ruhe suchen; wenn der eine ein gemeinsames Ziel angehen will, der andere nur ein billiges Zimmer sucht; wenn die einen Geborgenheit suchen, und die andern können sie nicht geben, dann kommt bald einmal der Punkt, wo eine Kommune auseinander fällt.» Man merkt also auch bei diesen Versuchen, dass Gebote und Vereinbarungen formuliert und eingehalten werden müssen. Hoffentlich meinen die Vertreter solcher Alternativen aber nicht, ihre neue Gruppe sei gegen die Entwicklung zum Apparat hin zum vorneherein viel besser geschützt als die herkömmlichen Formen des Zusammenlebens.

Die vorher zitierte Geborgenheit (ich schätze das Wort gar nicht, weil es in der Auseinandersetzung zwischen Familie und Heim missbraucht worden ist!) — die Geborgenheit kann nur entstehen und als solche erlebt werden, wenn der Jugendliche in eine Gruppe hinein kommt, in der die Erzieher dableiben und in der auch die gleichaltrigen Kameraden, die Mitzöglinge dableiben. Kurzfristig und rasch lässt sich keine tragfähige Beziehung aufbauen, welche die Voraussetzung für jede Geborgenheit ist. Da helfen auch zeitverkürzende «Intensivtherapien» nicht. Dass Selbstfindung oder mit einem älteren Wort Reifung viel Zeit braucht, hat man nicht in den Heimen erfunden. «Die Kommunebewegung wendet sich gegen den Druck der immer stärker werdenden gesellschaftlichen und geografischen Mobilität, die von der Superindustrialisierung hervorgerufen wird. Der Trend setzt Gruppen von Menschen voraus, die an einer Stelle bleiben. Aus diesem Grund werden Kommuneexperimente zunächst von solchen Mitgliedern der Gesellschaft praktiziert, die nicht von der industriellen Disziplin erfasst werden, von jungen Leuten also, von Aussenseitern.» Wenn man für den Zögling einen mehrjährigen Aufenthalt in einem Heim anstrebt, so möchte man jenen Zeitraum garantieren, in welchem erst eine Bindung und dann eine «Identitätsfindung» möglich ist. Gilt das für den Zögling, dann gilt es auch für den Erzieher. Auch er sollte da bleiben, denn anders wird er selber und werden die von ihm und seinen Nachfolgern angestrebten Ziele unglaubhaft.

Dem Dableiben widerspricht leider die moderne Neigung zum «Job», zur Uebernahme einer Arbeitsstelle auf Zusehen hin. Der Job soll in erster Linie den Interessenten befriedigen, und wenn die erstrebte Befriedigung ausbleibt, wechselt man eben den Job. Dass die Ungebundenheit den jungen Menschen lockt, ist begreiflich. Dass die gleiche Ungebundenheit aber keine Bindung vermitteln kann und schliesslich die Haltlosigkeit erzeugt, wissen junge Menschen nicht. Sie protestieren dann womöglich genau gegen das, was sie suchen.

Ich will nicht so tun, als ob die Heime ihre Erziehungsaufgabe fein säuberlich von der Gesellschaft getrennt erfüllen könnten. Sarkastische Hinweise auf die faktisch bestehende Verbindung zur heutigen Gesellschaft müssten sonst geäussert werden. Ein Heim hat auch Aufgaben zu erfüllen, die ihm von der Oeffentlichkeit übertragen worden sind. Dieser Umstand erleichtert die Heimerziehung keineswegs; vielmehr gerät das Heim in eine recht ambivalente Situation hinein. Es soll die wohlverstandenen Interessen der Jugendlichen wahrnehmen, und es soll gleichzeitig die Interessen der auftraggebenden Oeffentlichkeit nicht ausser acht lassen. So werden die einen sagen, es sei eine Farce, zu behaupten, man stelle die Förderung der jungen Menschen ins Zentrum. Die andern werden beklagen, dass man nicht gewillt sei, entschieden für die tradierten Institutionen der Gesellschaft einzutreten. Das Heim gerät in den Konflikt zwischen Bewahren und Verändern.

Es gibt dabei kein einfaches Entweder—Oder, es ist komplizierter! So haben wir nicht das Recht, auf Kosten eines einzelnen jungen Menschen und durch ihn sogenannte Gesellschaftsveränderung anzustreben. Wir sind dafür verantwortlich, dass der Jugendliche später als Erwachsener in unserer Welt zurechtkommen wird. Diese Welt ist nicht ideal beschaffen, ist nicht frei von Unzukömmlichkeiten, kennt Gesetze und Ordnungen, welche sich nicht einfach nach den einzelnen richten können. Der Jugendliche muss darum lernen, ohne Wehleidigkeit Vereinbarungen und Abmachungen zu achten, auch wenn sie sich gegen seine momentane Befindlichkeit richten.

Wenn das Heim so der Oeffentlichkeit dient, dann hat auch die Oeffentlichkeit dem Heim zu dienen. Plädiert man für zeitgemässe und differenzierte Heimerziehung und erwartet man von den Heimen, dass sie die am schwierigsten gewordenen jungen Leute übernehmen, dann muss sich die Oeffentlichkeit das auch etwas kosten lassen, wenn es ihr ernst ist. Für Albisbrunn hat sie es getan, und das anerkennen wir dankbar; dass sie es auch in Zukunft tun werde, ist unser Wunsch. Heimerziehung ist teuer und wird teurer. Das muss man heute deshalb ausdrücklich sagen, weil viele in Gefahr sind, wegen der offensichtlichen Geldknappheit die verkündeten Ideale zu verleugnen, indem man andere Ausgabenprioritäten setzt.

Der Heimerzieher ist trotzdem nicht einfach der Knecht der Oeffentlichkeit. Er darf es auch deshalb nicht sein, weil Proklamieren und Tun nicht einfach identisch sind, wie das am Anfang erwähnte Beispiel aus der Energiepolitik zeigt.

Die Erzieher im Heim sollten für sich das Recht beanspruchen dürfen, Werte und Ziele zu vertreten,

welche in den heute etablierten Institutionen vielleicht nicht mehr oder noch nicht gelten. Es kann eben sein, dass sie ein anderes als das heute gängige Verhältnis zum Besitz erstreben; es ist denkbar, dass sie die Achtung der anderen ernst nehmen und üben wollen, und diese anderen nicht primär als Konkurrenten für die eigene Karriere betrachten; es ist möglich, dass ihnen die Treue zu einer Ueberzeugung wichtiger ist als Wohlgelittenheit. Man kann überdies noch an ganz andere und zunächst wohl auch befremdliche «Prestigefaktoren» denken, nämlich: «Hilflosigkeit müsste als Leistung erkannt werden, die ein Anrecht hat auf Hilfsbereitschaft als Gegenleistung, Schwäche als Leistung, die Anrecht auf Rücksichtnahme als Gegenleistung hat, charakterliche Abartigkeit als Leistung, die ein Anrecht hat auf Taten aus Verantwortungsgefühl derer, die aufgrund ihrer charakterlichen Rechtartigkeit beziehungsweise ihrer ungestörten Anpassung, Verantwortung tragen können als Gegenleistung.»

Man hätte mich allerdings missverstanden, wenn man jetzt folgern würde, ich trete somit dafür ein, dass auch das Heim zum Gärfass für revolutionäres Gedankengut gemacht werden müsse. Ich meine, man habe es mit mühsameren und langwierigeren Vorgängen zu tun als mit den spektakulären Massnahmen von Revolutionen, welche in der Regel zwar sofort Veränderungen, jedoch anschliessend sehr lange Elendszeiten bringen. Erziehung sucht Kindern und nicht einer Ideologie zu dienen. Achtbare Veränderungen des Menschen vollziehen sich langsam, geräuschlos und ohne Aufhebens, fruchtbare Veränderungen können jedenfalls nicht als revolutionäre Strategie geplant werden: «Veränderung in jedem Fall, das ist um kein Haar gescheiter als Bewahrung um jeden Preis. Die aus Geschichtsbezogenheit verstockten Konservativen und die aus theoretischen Zwängen verstockten Progressiven sind beide gegenwartsblind. Sie stehen beide dem Guten im Wege, das jetzt zu tun wäre (Karl Schmid).»

Anschrift des Verfassers:
Dr. Fritz Schneeberger,
Leiter des Heilpädagogischen Seminars,
Kantonsschulstrasse 1, CH-8001 Zürich

Verhaltensauffälligenpädagogik – Verhaltensmodifikation

Schwedens Beitrag
zur Gesundheitsförderung benachteiligter Heranwachsender *

Kursierende Stereotypen

Sonderschul- und Heilpädagogen in Deutschland berufen sich gern und oft in Festvorträgen, in Fachdiskussionen und in Veröffentlichungen auf Schweden, wenn sie «neue Wege» der Integration Behinderter beschreiben, sich auf die Leistungsfähigkeit moderner Spezialpädagogen berufen, auf differenzierte Individualförderung und Kleingruppenpädagogik für diverse Ansprüche hinweisen, auf die zahlreichen Angebote von Lern- und Lehrmittel in schwedischen Schulen aufmerksam machen sowie auf die gewährten Forschungsmittel und durchgeführten Forschungsprojekte verweisen, die der Verbesserung von Unterrichtsführung und Lernergebnissen dienen. Studenten aus zahlreichen Abteilungen für Heilpädagogik bzw. sonderschulpädagogischen Instituten haben schon Fachexkursionen in Schweden durchgeführt — und sind reich informiert und enthusiasmiert zurückgefahren. Schweden gilt für viele Sozialberufe und Humanwissenschaftler als Delfi zur Lösung sonderpädagogischer und psychiatrischer Probleme.

Andererseits ist kaum ein Land und kaum ein politisches System in der Bundesrepublik Deutschland so oft im Gespräch wie das «Beispiel Schweden». Die einen preisen das schwedische Wohlfahrtsstaatsmodell in den höchsten Tönen als einen perfekten Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus. Andere sehen die Schweden als negativen Beweis dafür, wie negativ ein «Dienstmädchenstaat für alles» wirken kann. Gemeinschaft und Zusammenarbeit sollen die Schlüsselworte für das Schwedenmodell sein. Die o.g. Stereotypen, aber auch die zahlreichen Briefkontakte mit Fachkollegen veranlassten den Autor, mehrere Wochen

* Aus dem Seminar für Lernbehinderten- und Erziehungsschwierigenpädagogik der PH Rheinland, Abt. für Heilpädagogik, 5 Köln 41, und dem Rhein. Heilpädagogischen Landesjugendheim, 406 Viersen 12, Direktor: Prof. Dr. Karl-J. Kluge.